

Druck macht dumm

Interview mit Dr. phil. Karl Gebauer, Gastredner der Hephata-Festtage

Dr. phil Karl Gebauer referiert bei der Auftaktveranstaltung der Hephata-Festtage zum Thema „Was Kinder wirklich brauchen. Bedingungen für eine gelingende Entwicklung.“ Gebauer war 25 Jahre lang Schulleiter in Göttingen. Er hat sich mit der Säuglings-, Bindungs- und Hirnforschung beschäftigt und vor elf Jahren mit dem Hirnforscher Prof. Dr. Gerald Hüther die Göttinger Kongresse über Erziehung und Bildung ins Leben gerufen. Gebauer hat 16 Bücher veröffentlicht, hält Vorträge und Fortbildungen. Der 70-Jährige ist verheiratet und Vater von vier Kindern.

Herr Dr. Gebauer, von Ihnen stammt der Satz „Kinder müssen fast alles, worauf es im späteren Leben ankommt, durch eigene Erfahrungen lernen.“ Worauf kommt es im Leben an?

Es kommt vor allem darauf an, dass sich die Kinder selbst wahrnehmen, dass sie in der Lage sind, ihre Mitmenschen wahrzunehmen und dann auch ein Bewusstsein entwickeln können. Dieses Bewusstsein entwickelt sich in der Interaktion mit anderen Menschen, Kinder müssen sich sicher und geborgen fühlen können. Dies ist die Grundlage für die gesamte weitere Entwicklung, auch dafür, mutig ins Leben zu gehen, eigenaktiv zu sein.

Soziale Kompetenz also. Frühförderangebote, die primär auf Wissensvermittlung abzielen, kann man sich dann sparen?

Es ist wichtig, dass Erwachsene ein Gespür dafür entwickeln, was ein Kind braucht. In Einzelfällen ist Förderung wichtig, wenn eine sprachliche oder eine motorische Verzögerung vorliegt. Aber hinter dem Ziel, Kinder permanent fördern zu wollen, steckt die Hybris, man könnte das Wissen einfach so in die Kinder hinein pressen. Ein großes Missverständnis in der heutigen Zeit liegt darin, dass man glaubt, Kinder von außen beeinflussen zu können oder zu müssen, damit sie ihr Leben leben können. Jedes Kind hat sein eigenes Gehirn.

Wovon hängt dessen Entwicklung ab?

Das Gehirn bildet sich nur dann differenziert aus, wenn ein Kind selbst aktiv werden und sein kann – im Emotionalen, im Sozialen, im Motorischen. Das Lernen wollen, das Entdecken wollen, das geht von jedem Kind selbst aus, wenn es Spaß macht. Ohne Freude kann Lernen nicht entstehen, dann kann man die Lernmotivation eher verbauen als fördern.

Freude und andere Emotionen sind Bedingungen für gelingende Entwicklung? Wie wirken sie sich auf das Gehirn aus?

Stark verkürzt: Unsere Emotionen haben im Gehirn bestimmte Transmitter, Botenstoffe, als Grundlagen. Diese Botenstoffe werden ausgeschüttet und führen zu bestimmten Gefühlen. Wenn ein Kind geboren wird, braucht es die Nähe und die Zuwendung der Mutter und des Vaters. Wenn es diese bekommt, beispielsweise beim Spielen, hat es ein Gefühl von Geborgenheit. Dann wird ein Botenstoff, Oxytocin, das so genannte Bindungshormon, ausgeschüttet.

Das Spielen ist für das Gehirn wichtig?

Spiele mit anderen bedeutet auch, aufeinander eingehen, wahrnehmen, was der andere meint, sich darüber freuen, wenn ein gemeinsames Spiel gelingt. Diese Freude führt dazu, dass im Gehirn ein weiterer Botenstoff ausgeschüttet wird, Dopamin. Dieser bewirkt, dass Kinder immer wieder spielen, später dann immer wieder lernen wollen. Gleichzeitig werden bei solchen Aktivitäten, körpereigene Opiate ausgeschüttet, die ein gutes Gefühl hervorrufen. Es kommt also auf einen Cocktail an, der an den einzelnen Synapsen wirksam werden kann. Ein Cocktail

aus Oxytocin für Vertrauen und Sicherheit, Dopamin für Spielfreude und Lernwillen sowie körpereigene Opiate, die weitere Spielfreude hervorrufen.

Was bewirkt dieser Cocktail?

Diese Kombination entwickelt sich, wenn Erwachsene mit Kindern in der frühen Kindheit anregend, freundlich und wertschätzend umgehen und spielen. Und diese Botenstoffe fördern das Wachstum der Nervenzellen und die Verbindung der Nervenzellen.

Gibt es auch eine negative Variante dieser Botenstoffe?

Wenn Kinder beispielsweise mit Förderprogrammen traktiert werden, die nicht altersgerecht sind und mit denen sie unter Druck gesetzt werden, wird an den Synapsen im Gehirn ein anderer Botenstoff ausgeschüttet, der heißt Cortisol. Dieser verhindert es, dass die anderen genannten Botenstoffe wirksam werden können.

Das Gehirn blockiert?

Drastischer ausgedrückt: Wenn ein Kind permanent unter Druck steht, werden schon gebahnte Nervenzellverbindungen wieder gelöst. Druck macht dumm. Passgerechte Angebote, Freude am Lernen und am Umgang mit einander führen hingegen dazu, dass die anderen Botenstoffe ausgeschüttet werden und sich ein Gehirn differenziert ausbilden kann. Dadurch fällt das Lernen später leichter.

Kinder, denen das Lernen leicht fällt, bekamen also mehr Zuwendung und Spielpraxis als andere?

In der Schule gibt es Kinder, die ohne Probleme lernen, die sich hinsetzen, sich etwas durchlesen und wissen, worum es geht. Das hat damit zu tun, dass deren Gehirnzellen so gut mit einander vernetzt sind, dass das Lernen ganz schnell funktioniert. Überall dort, wo Kinder nicht ausreichend spielen konnten, konnte sich ihre Fähigkeit zur Konzentration nicht richtig ausbilden. Der Botenstoff für Konzentration heißt Noradrenalin. Dieser bildet sich dann aus, wenn ein Kind in aller Ruhe mit der Puppe, in aller Ruhe ein Puzzlespiel oder ein Konstruktionsspiel spielen kann.

Spielen Kinder so nicht automatisch?

Kinder werden heute, wenn sie überhaupt spielen, viel zu oft unterbrochen. Konzentration bildet sich aber dann aus, wenn die Kinder die Chance hatten, sich zu konzentrieren. Nicht, weil man ihnen sagt, konzentriere dich. Sondern weil das, was sie dort tun, für sie so interessant sind, dass sie oft eine halbe, eine dreiviertel Stunde dabei sind. Das ausdauernde Spiel ist die Voraussetzung dafür, dass der Botenstoff Noradrenalin ausgeschüttet wird. Das wilde Spiel, wie wir es im Wald oder auf Spielplätzen beobachten können, ist nicht weniger wichtig.

Zu wenig Zeit, Druck – auch Schule richtet sich heute oft danach aus, in immer kürzerer Zeit immer mehr Stoff zu vermitteln.

Aus meiner Perspektive ist es ganz deutlich, dass die bildungspolitische Entwicklung seit Pisa für viele Kinder nicht gut ist. Das hat mit einer gesamtgesellschaftlichen Sicht auf das Kindsein und Menschsein zu tun. Kinder brauchen Eltern, Erzieherinnen und Lehrkräfte, die mit Interesse und viel Geduld ihre Entwicklung begleiten.

Entspricht das der Realität?

Diese Gesellschaft hat den Blick für das einzelne Kind, für die Bedeutung des Individuums verloren. Der Blick richtet sich stattdessen auf Vergleiche. Es geht darum zu messen, wer ist der bessere. Und es geht nicht darum zu gucken, wie entwickelt sich ein Kind. Das Schulsystem setzt darauf, dass man nur Pläne und Erlasse machen müsse und dann entsprechend gelernt werden muss. Kinder, die diese Ziele nicht erreichen, fliegen raus aus dem System. Die Resonanz auf das, was Kinder können, drückt sich oft nur noch in Noten aus. Nicht mehr durch den persönlichen Zuspruch. Das System, in dem heute Kinder groß werden, ist nicht kinderfreundlich.

Wie müsste Schule stattdessen sein?

Von Anfang an müssten die Eigenaktivitäten der Kinder im Vordergrund stehen. Das würde bedeuten, dass man beispielsweise einen anderen Schulanfang macht, dass Kinder schon zu

Anfang unterschiedlich alt und weit sein können und dürfen. Die Vorstellung, dass Kinder mit sechs Jahren alle in der Lage sein müssen, Lesen und Schreiben zu lernen, ist eine irriige Vorstellung. Aber daran lässt sich nur gesamtgesellschaftlich etwas ändern.

Wie?

Mit mehr Vertrauen in die Selbstwirksamkeitskräfte eines Kindes. Der Glaube und Wunsch nach Freiheit - der ist gegenwärtig nicht vorhanden, die Kinder werden eingepasst in ein System. Es fehlt an Liebe und Zuwendung, der Bereitschaft, den einzelnen Menschen zu achten. Wenn eine Gesellschaft das Gespür für Liebe und Zuwendung verliert, dann sieht es für die Schwächsten schlecht aus.

- Das Gespräch führte Melanie Schmitt